



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Aus dem Missionsleben

---

## Aus dem Missionsleben

Driefontein, Rhodesia

**D**ie Liebe, welche in unserer kleinen Ordensfamilie alles erleichtert, macht unbewußt ihren Einfluß auch geltend bei unseren Kindern, bei denen doch von Natur stumpfsinnige Selbstsucht alles Höhere und Edlere wie mit der Wurzel ausgerottet zu haben schien. Sie sind jetzt mit Gottes Gnade so weit, — vor einigen Monaten fingen sie an — daß sie sich freiwillig anbieten, Sonntags und in der freien Zeit notwendige, für ihren Geschmack höchst unangenehme Arbeiten, wie Geschirr spülen, Bewässern unseres großen Gartens, was wegen Fehlens einer Pumpe sehr mühsam ist, zu übernehmen. Noch vor einem halben Jahre hätte ich das kaum für möglich gehalten, so sehr mußten wir sie zu derartigem treiben, fast zwingen. Gott sei tausendmal Lob und Dank dafür! Die hochw. Väter und alle, die mit den Mädchen näher in Berührung kommen, darunter ein junger, sehr religiös denkender Mann, der unsere elektrische Anlage fertiggestellt hat, können sich nicht genug wundern über den Arbeitsgeist und die Munterkeit unserer Mädchen, was sie bei jeder Gelegenheit unverhohlen aussprechen. Unser Vater Superior ist so zufrieden mit ihnen, daß er vor hat, nach und nach die Milchwirtschaft und alles, was damit zusammenhängt, Röhre melken usw., auf unsere Mädchen zu übertragen. Für unsere Tätigkeit würde das selbstverständlich einen großen Vorteil bedeuten. Früher Sr. Epiphana und jetzt Sr. Theresiana, beide litten z. B. sehr unter dem Umstand, daß meistens mehr als die Hälfte der Knaben während der Schulzeit abwesend waren und daß es fast an der Tagesordnung war, daß immer wieder Buben, manche schon nach wenigen Monaten, sich mit den von der Mission gestellten Kleidern aus dem Staube machten. So war an ein erfolgreiches Arbeiten in der Schule nicht zu denken. Woher kommt das? Unsere Jungens bekommen von ihren Eltern fast keine Kleidung gestellt; zudem müssen sie sich den sogenannten „Lobola“, die Heiratsaussteuer für ein Mädchen (oft bis zu dem Betrage von 15 Ochsen oder 15 Pfd. Sterling), selbst verdienen und auch zugleich hohe Steuern zahlen. Kein Wunder daher, wenn die meisten eine der sich zahlreich anbietenden Gelegenheiten zum Geldverdienen in großen Städten oder bei Farmern ergreifen. Man kann's ihnen darum nicht verdenken, wenn sie die Missionschule nur zu dem Zweck besuchen, um ein wenig Lesen und Schreiben zu lernen und möglichst bald getauft zu werden. Sie sind gewöhnlich eifrig im Katechismuslernen, und die Taufe darf man bei ihnen auch nicht zu lange hinauschieben, sonst halten sie nicht aus und bleiben eben Heiden, wie uns das Beispiel so mancher schon gezeigt hat.

Einen guten Burschen haben wir hier, Paul, der mit Begeisterung von seiner fernen Heimat in Ostafrika spricht, wo es schon viele einheimische Priester und Schwestern und Brüder gebe. Er selbst will Bruder werden, und wir trauen es ihm auch zu. Er hat etwas Festes, Gediegenes in seinem Charakter und ist so dienstfertig, daß ihn jedermann gern hat. Schwester Oberin hat eine große Stütze an ihm in der Krankenpflege bei den Knaben, die er mit bewunderungswürdiger Aufopferung bei Tag, und wenn nötig, auch bei Nacht, übernimmt. Kurze Zeit vor Ostern wurde Vinzenz, ein Küchenjunge des hochw. V. Superior, schwer krank. Er war erst beim hochw. V. Quinn in Hama, etliche Meilen von Heilig Kreuz entfernt, das auch Driefontein unterstellt ist. Eines Tages kam er zu unserm V. Superior und bot sich treuherzig an, ihm dienen zu wollen, V. Superior nahm ihn an, nachdem dieser H. V. Qu. um Erlaubnis gebeten hatte, und Vinzenz gab dann — leider nur so kurze Zeit, etwas über ein Jahr — das leuchtende Beispiel eines musterhaften Dieners, wie man sie selten hierzulande findet. Man sah ihm auf den ersten Blick an, daß er seine Arbeit mit ganzer Seele tat, nicht als Lohndiener, sondern in treuer Anhänglichkeit an die Mission und den H. V. Superior, der bezeugt, daß er nie Ursache zu ernstlicher Klage bei ihm gefunden habe. Immer sah man ihn zu jeder Dienstleistung aufgelegt, mit einem freundlichen Lächeln auf den Lippen, selbst bei den schwersten Aufträgen, die ihm sehr schwer geworden sein müssen, da er von zarter Körperbeschaffenheit war und eine schwache Lunge hatte. Schließlich war er gezwungen, sich krank zu melden. Als sein Zustand anfangs bedenklich zu werden schien, ließ ihn V. Superior zum Konvent herüberbringen, wo er dann im Nähzimmer die denkbar beste Pflege genoß. V. Superior wollte ihn um jeden Preis retten, und Sr. Oberin bot alles auf; vergebens — die Blume war voll entfaltet und reif für den Himmel. Seine sich immer gleich bleibende Geduld, ja Heiterkeit, war höchst erbaulich. Fragte man ihn nach seinem Befinden, so sagte er lächelnd mit rührender Einfalt: „Udinocuda ku dcuga“ — „ich gehe in den Himmel“. Oft sah man ihn die Lippen im Gebet bewegen; als er das vor Schwäche nicht mehr konnte, horchte er begierig auf das, was die liebe Sr. Oberin ihm vorbetete. Hochw. V. Superior besuchte ihn oft, und der Kranke schien daran großen Trost zu finden. In den letzten Tagen, nachdem er zuvor wiederholt mit größter Andacht die heiligen Sterbesakramente empfangen hatte, verlor er das äußere Bewußtsein. Selbst in diesem Zustande war sein Anblick höchst erbaulich. Während der letzten Tage litt er furchtbar an Atemnot. Die Atemzüge gingen so schwer und sägend. Trotzdem war er ein Bild stiller, leidender Geduld, nichts Gewalttames in seinen Zügen, und hier und da sah er mit ent-

jetztem Blick zur Decke, als sehe er Jenseitsgestalten und kämpfte gegen sie an, „Ibva“, d. h. „weiche von mir“, worauf ihn einige Tropfen Weihwasser wieder beruhigten. Kurz vor seinem Tode, gegen Mitternacht, verklärten sich seine Züge. Mit sanftem Lächeln schaute er zum Himmel und hauchte dann, fast unbemerkt, ohne jeden Kampf, seine Seele aus. Alle Schwestern und seine nächsten Angehörigen, Mutter und älterer Bruder, hatten um ihn herum kniend seit 8 Uhr abends die Sterbegebete gebetet bis etwa gegen 11 Uhr, und wir alle konnten nicht genug staunen über das Betragen der Mutter und des Bruders. Diese hatten sich schon seit mehreren Tagen abge-



Eine lustige Gesellschaft, die allen Lesern und Leserinnen ein „Glückseliges neues Jahr“ aus Afrika zuruft!

wechselt in der Pflege des Kranken, und wahrlich, eine gute Krankenschwester daheim hätte nicht aufmerksamer, liebevoller und selbstvergessender sein können, so daß sie nach dem Tode des Vinzenz ganz erschöpft waren. Was aber noch viel bewunderungswürdiger ist, das war die ruhige Fassung der beiden. Wenn ich sage, daß die Mutter noch eine Heidin ist, und daß diese sich nach den heidnischen Bräuchen ganz unsinnig bei solchen Fällen geberden müssen — alle alten Frauen werden erst vor ihrem Tode getauft, weil man sagt, daß sie ihres Alters wegen unfähig sind zum Lernen und Empfang der Sakramente — so wird man kaum das folgende verstehen können. Das Gesicht der Mutter war unverändert, all die Tage und Nächte hindurch immer gleich mitleidend, sorgend, duldend, aber keine Spur von irgendwelchen gewaltsamen Gemütsre-

gungen, wie man sie bei heidnischen Weibern viel mehr als bei Männern in dämonischer Weise hervortreten sieht. Wenn sie Zeichen der Angst bei ihrem Kinde bemerkte, sagte sie ihm mit großer Ruhe und Andacht die heiligsten Namen vor, und wenn man sie fragte nach seinem Befinden, sagte sie nur: „A no cuda ku denga“ — „er geht in den Himmel“. Sie schien ganz ergeben, ja freudig darüber, daß ihr Kind in den Himmel gehen sollte. Als der Atem stockte, sagte sie ganz still und einfach: „Wa cuda“ — „er ist gegangen“ und blieb unbeweglich mit demselben Ausdruck stiller Ergebung neben der Leiche knien, nachdem sie ihm die Augen zugeedrückt hatte. Wir waren sprachlos vor Staunen, denn die Heiden halten es für Herzlosigkeit, wenn man beim Tode Angehöriger nicht jammert und lamentiert. Als wir dann, nachdem Gabriel, der Bruder des Verstorbenen, die Leiche gewaschen hatte, ihm weiße Kleider anzogen und schön auf das Paradebett hinlegten und mit Blumen schmückten, da folgte sie jeder unserer Bewegungen mit höchstem Interesse und sichtlicher Freude, uns dankend, daß wir ihrem Kinde solche Ehre erwiesen. Vinzenz lag aber auch da wie ein schlafender Engel. Der Ausdruck seines Gesichtes war überirdisch schön, und nie war bisher ein Eingeborener so schön aufgebahrt worden. Andern Morgens früh wurde die Leiche in die Kirche gebracht und dort aufgedeckt während der ganzen heiligen Messe ausgestellt. Wir alle waren zu Tränen gerührt, und ich kann sagen, daß ich nie ein so schönes Begräbnis gesehen habe. Unter den Klängen der Orgel „Anima Christi“ setzte sich der Zug in Bewegung; die Leiche war immer noch aufgedeckt, und wie ein Magnet zog mich das stille Antlitz des Toten an; ich mußte ihn betrachten, bis die ersten Schaufeln Erde ihn zudeckten. — Die Eingeborenen werden nicht in einen Sarg gelegt, sondern nur in eine Decke geschlagen. — V. Superior beteuerte uns, daß er noch am selben Tage eine unerklärliche Freude verspürt, ungeachtet seines tiefen Schmerzes über den Verlust des so seltenen Knaben. Er persönlich sei fest überzeugt, daß wir an Vinzenz jetzt schon einen Fürsprecher im Himmel hätten. Welchen Eindruck das Geschehnis auf unsere Kinder gemacht haben muß, zeigt u. a. die Tatsache, daß mehrere von ihnen Vinzenz im Traum sahen mit weißen Gewändern und Blumen, und wie er sie zum Gehorsam ermahnte.

Schw. M. Vera.

3